

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

17.3.1929 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 11



17. März 1929

H. Stubenrauch / Die Uraufführung der „Räuber“

Nur wenige deutsche Bühnen nehmen in der Theatergeschichte einen gleich hohen Rang ein wie das Mannheimer Nationaltheater. Wenn sich am 7. Oktober der Tag seiner Gründung wiederum jährt, hat das Triumvirat von Dichtung, Bühne und Mimik eine Chronik von anderthalb Jahrhunderten vollendet, die an großen Leistungen und tiefwirkenden Erfolgen kaum reicher gedacht werden kann. Eine gespenstische Kette zahlloser Schauspielermasken umsäumt mit der schweigenden Eindringlichkeit von Schicksalsrinnen dieser Nichtstätte des Geschmacks. Aber hinter jeder dieser stummen Maske flammt das ewige Gesicht der Kunst. Und in ihre Mienen Spiele eingepreßt, haften unaussprechbar die Wesenszüge deutscher Volkstheit.

Von der Genußnahme getragen, den ungeschmälerten Besitz eines so kostbaren Erbes aus dem Zeitalter unserer klassischen Poesie im Sinne des Goethe'schen Wortes stets von neuem erworben zu haben, plant die Stadt Mannheim, das Jubiläum seines Theaters auf das würdigste zu feiern. Eine Festwoche soll der nationalen Bedeutung dieses Theaterjubiläums weithin sichtbaren Ausdruck verleihen. Im Mittelpunkt dieser Tage aber wird eine Aufführung der „Räuber“ stehen.

Die Wahl gerade dieses Dramas bedarf keiner Rechtfertigung. Es genügt, daran zu erinnern, daß das Erstlingswerk Schillers im Mannheimer Nationaltheater uraufgeführt worden ist. Um das Datum genau zu nennen: am 13. Januar 1782 fand die Premiere dieses „Trauerspiels in sieben Handlungen“ statt, das — 1777 begonnen, 1780 vollendet, 1781 gedruckt — kaum ein Jahr auf seine Darstellung hatte warten müssen. Wenngleich der Verlauf dieser Aufführung in allen Einzelheiten oft genug beschrieben wurde, entzieht man sich dennoch nur ungern dem Reiz, sich das leidenschaftlich bewegte Bild jenes Tages immer wieder vor Augen zu führen.

Unmöglich ahnt man hinter den dürren Worten, mit denen die „Mannheimer Zeitung“ vom 12. „Wintermonat“ 1782 ihre Leser unterrichtet, den ganzen Umfang der Aufregung, in den sich die Stadt tags darauf versetzt sah. Wenn dort unter der Überschrift „Schauspiel-Anzeige“ zu lesen stand: „Morgen, als Sontags den 13. d. Mon. wird auf der hiesigen Schaubühne das berühmte Trauerspiel: die Räuber, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet, aufgeführt werden“, so bedurfte es einer solchen Reklame mit dem Vorschlußwort „berühmt“ wahrlich nicht mehr. Denn die 800 Exemplare der im Jahre zuvor erschienenen Buchausgabe, deren Kosten den Autor auf lange Zeit peinlichst verschuldeten, hatten dem Stück eine so allgemeine „Publicität“ verschafft, daß jedermann neugierig darauf war, wie die renommierten Kräfte des Mannheimer Theaters sich mit der „berühmten“ Handlung abfinden würden. Zu Fuß, beritten und auf Wagen strömten daher an jenem denkwürdigen Sonntag von Speyer, Worms, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und vielen kleineren Orten die Theaterenthusiasten durch die Tore der verwaisten Residenz Carl Theodor's. „Wegen der Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen“ — diese lakonische Warnung des Theaterzettels mochte das ihrige dazu beigetragen haben, daß alle, denen die Logenpreise zu teuer schienen, schon um 1 Uhr mittags sich für 24 Kreuzer die nicht numerierten Parterreplätze sicherten und die vierstündige Wartezeit vertrieben, so gut es auf den schmalen Plätzen gehen wollte. Kein Wunder, daß sich diese lästige Körperhaft später in elementaren Gefühlsausbrüchen austoben mußte. Wäre damals schon die Gesellschafts-

reportage üblich gewesen, hätten die Journalisten gewiß eine stattliche Reihe prominenter Persönlichkeiten zu notieren gehabt. Zwar behauptete das Mannheimer Modeblatt „Pot-Pourri“ recht hämisch, der Adel sei der Aufführung fern geblieben und nur der Pöbel habe eine flüchtige Neugier befriedigt. Aber verächtlicher scheint die Erklärung eines Rezensenten im „Pfälzischen Museum“, der das Mannheimer Publikum gegen diese Verleumdung mit den Worten in Schutz nahm: „Pöbel und Parterre sind hier nicht einerlei, die Einrichtung ist so gemacht, daß Adel, Gelehrte und Bürger im Parterre sowohl als in den Logen sich verteilten, auch giebt der Stand den Grad der Einsicht nicht.“

Kurzum, als sich zur festgesetzten Stunde der Vorhang vor den Kulissen hob und Dalberg's beste Schauspieler — Pfiffner als Franz, Boeck als Karl Moor, Weil in der Rolle Schwelzer's, Beck in der Rolle Fiesco's — ihre darstellerischen Kräfte zu entfalten begannen, nahm das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus die drei ersten Aufzüge noch in schweigend abwartender Haltung hin. Dann aber brach nach der Gallerieebene dank dem hinreißenden Spiel der Künstler und der effektreichen Wucht des Dialogs hemmungsloser Beifall los. Schließlich glich (das überliefert uns ein Augenzeuge) das Theater einem Irrenhaus — rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauererraum! — fremde Menschen fielen einander in die Arme, Frauen wankten einer Ohnmacht nahe zur Türe, es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebel eine neue Schöpfung hervorbricht. Währenddessen siebte Schiller, der ohne Urlaub von Stuttgart aufgebrochen war und wegen eines amürosen Zwischenspiels in Schwetzingen fast den Beginn der Vorstellung versäumt hätte, berauscht von den ersten Sonnen des Ruhms, in der dunklen Parterrelloge seines Gönners Schwan. Dieser ideenreiche Hofbuchhändler war es gewesen, der Dalberg für das Stück zu erwärmen gemüht hatte, dessen Annahme jedoch erst erreicht wurde, nachdem sich Schiller zu einer Umarbeitung der ursprünglichen Fassung und einigen anderen Konzessionen, die der praktische Theaterverstand des Intendanten zur Bedingung machte, bereit gefunden hatte. Wie entscheidend der Eindruck des Applauses auf Schiller selbst gewirkt hat, ermittelt man aus den selbstbewußten Worten, mit denen er sich vier Tage nach dem großen Premierenerfolg bei Dalberg bedankte: „... ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen“.

Eine heitere Gasterei der Schauspieler mit dem Autor und seinen Freunden beschloß diese schicksalshafte Aufführung der „Räuber“, mit deren vierfacher Wiederholung Dalberg auch den Bühnen zu Leipzig, Hamburg, Erfurt, Mainz und Frankfurt das Signal gab, noch im gleichen Jahre das offenbar so zugkräftige Drama zu inszenieren. Einen Entgelt von 44 Gulden „vor die Reißkisten“ in der Tasche, begab sich der junge Regimentsmedicus von der Stätte seines märchenhaften Triumphes auf die Heimfahrt zu seiner Truppe. Und es ist bezeichnend für den Einfallreichtum seiner propagandistischen Phantasie, die man so oft an ihm wahrnehmen kann, daß er es nicht versäumte, während er tragend auf frische Postpferde wartete, für das „Württembergische Revuejournal der Literatur“ unter dem Pseudonym eines Wormser Korrespondenten „R“ eine ungemein geschickte Rezension des Mannheimer Theaterereignisses zu Papier zu bringen.

Die offizielle Kritik war den „Räubern“ nicht übermäßig gewogen. Eher war sie schon geneigt, den bösen Ernst erfüllter

Prophezeiung an ein Wort Schillers zu hängen, daß er in der Karlschule zu seinem Freunde Scharffenstein geäußert hatte: „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker absolut verbrannt werden muß.“ Jedoch die revolutionären Tendenzen der Geniezeit wurden von einem zu breiten Publikum geteilt, um der tragischen Verführungskunst eines Ideals, wie es Franz Moor ge-

worden war, durch akademische Verdammungsurteile Abbruch tun zu lassen. Gibt es doch für die weitreichende Beliebtheit des Dramas keinen überzeugenderen Gradmesser als die Zahl seiner Drucke: bis zum Todesjahre Schillers, also in einem Zeitraum von 25 Jahren, erlebte es insgesamt 22 Auflagen, rechtmäßige wie unerlaubte.

Albert Schneider / Ernst Würtenbergers Ingres-Buch

In dem imposanten Format, dem ausgezeichneten Schriftsatz und der lapidaren Type ist dem neuen, wieder bei Benno Schwabe & Co. in Basel erschienenen Werk Ernst Würtenbergers das Gewand gegeben, das seiner gewichtigen Sendung entspricht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, erscheint auf den ersten Blick ungewöhnlich. Monographische Auslassungen über bildende Künstler vergangener Zeiten sind eigentlich Sache des Kunsthistorikers. Die nähere Umgrenzung des Stoffes, die der Untertitel enthält, löst das Befremden nur zum Teil. J. A. D. Ingres, eine Darstellung seiner Form und seiner Lehre — diese Ueberschrift schließt wohl das Biographische als Wesensbestand aus, aber die geschichtliche Erscheinung des großen französischen Malers der klassizistischen Epoche bleibt trotzdem als beherrschend stehen. Mit den ersten Sätzen des Vorworts und der Einleitung jedoch, wo das Buch Anlaß und Absicht näher zu erkennen gibt, wird es für den Autor so selbstverständlich, wie seine dokumentarischen Abhandlungen über die graphischen Künste. Wie sie ist es dem Bedürfnis nach eigener Orientierung im Handwerk entsprungen, wie sie will es der Belehrung und Aufklärung des suchenden Künstlers und des Kunstbetrachters dienen. Doch es ist viel entschiedener auf Ja und Nein gestellt, rechnet in bekenntnisthafter Offenheit mit notwendigen Entwicklungen und unnötigen Schwankungen ab und wagt sich so die Rechte einer Streitschrift, die freie Beschränkung im Stofflichen zugunsten der unbeirrten Herleitung der Endergebnisse. Der zielichere Aufbau des Themas und die ungeschminkte Sachlichkeit der Sprache, die an zwei, drei Stellen sogar vor stilistischen Unebenheiten nicht zurückschreckt, sind Folgen der erworbenen Freiheit.

Bevor die Behandlung des Ingresischen Lebenswerks einsetzt, wird nicht verabsäumt, den Zeitintergrund zu schildern, auf dem es sich abhebt. Aber das Geschichtliche wird nicht um der Feststellung des tatsächlich Geschehenen willen vermittelt, sondern um zu zeigen, daß damals schon dem formstrengen, farblich beherrschten Ingres in Delacroix jene koloristische Erregtheit und Reizbarkeit gegenüberstand, die sich später im Impressionismus der Lichtstere aus- und tollte. Bei der Erläuterung des Wertes selber wird an der Hand der Zeichnungen die vorzügliche Bedeutung, die der Linie als Darstellungsmittel zuzumessen ist, aufgezeigt, am klassizistischen Bildnis werden die Erfordernisse wertvoller Porträtmalerei entwickelt, die „Apotheose Homers“ muß die Grundlage liefern für eine Besprechung der Oblichkeiten der großen Wand- und Tafelmalerei, die Beziehungen endlich der Nacktfigur zum historischen Genre in den Kompositionen Ingres' dienen dazu, den eigentlichen und innersten Antrieb seiner Kunst sichtbar und überzeugend offenzulegen. Die zahlreichen Bildbeigaben, Umzeichnungen nach Ingresischen Arbeiten und solchen bedeutender Künstler des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, beweisen in Auswahl und Charakter, daß sie nicht darauf angelegt sind, einen unzulänglichen Ersatz für die besprochenen Originale zu liefern, sondern das Besondere, was an diesen abgelesen werden kann, in möglichst eindringlicher Weise in Erinnerung zu bringen.

Als Kernfrage der ganzen Untersuchung ist diejenige nach dem Verhältnis von Kunst und Natur, verständlicher gesprochen, zwischen dem Kunstwerk und seiner Naturvorlage zu betrachten. Es ist während der lehtvergangenen Jahrzehnte wohl manchem schon der Verdacht aufgekommen, daß der schroffe Umschlag vom Impressionismus zum Expressionismus, der eine vollständige Umkehrung der Gegenstandsbeziehung des Künstlers sein wollte, auf weite Strecken hin nichts war als eine Täuschung, eine, wenn auch aus gutem Glauben geborene, trügerische Vorspiegelung, als wäre nun die geduldige Zerlegung der Naturerscheinung in Farb- und Lichtflecken abgelöst worden von einer autoritativen Beherrschung der sichtbaren Vorstellungswelt durch bindende Seelenkräfte. In Wirklichkeit war die diffuse Tendenz von der Aufnahme der

Natureindrücke in die Behandlung des Kunstwerks übergegangen, und es hatte sich dieses gespalten in reizsame Farbspiele, rein ornamentale und geometrisierende Formzer Schneidungen, nebelhafte Tonperspektiven. Daß die besten Vertreter dieser Richtung sich fortschreitend zur ausgeglichenen Synthese zurückgefunden haben, ändert nichts an der verhängnisvollen Gesamtwirkung. Den Entgleisungen der Extremen hält Ernst Würtenberger in durchaus bewußter Reaktion die Ingresische Forderung von der Wahrhaftigkeit gegenüber der Natur vor Augen, eine Formulierung, die trotz ihrer scheinbaren Unbestimmtheit oder Doppelsinnigkeit von einer sehr klaren Künstlerkenntnis zeugt. Natur steht hier im Sinne der bereits künstlerisch erfaßten, wenigstens künstlerisch ausdeutbaren Natur, ein Begriff, der gleichweit abliegt von einem ekstatisch verzerrten, exotisch maskierten Ausdruckskult, wie von der kleinlich unfreien Uebernahme der zufällig vorhandenen Wahrnehmungsmasse. Sieht man in der klassizistischen Auffassung von dem vergänglichem Schönheitsideal ab, so bleibt immer noch sehr viel bestehen, außer dem Willen zur ausdruckskräftigen Verarbeitung jedenfalls die Ueberzeugung, daß zu jedweden künstlerischen Tun in erster Linie jene Geisteskraft gehört, die in der naturgegebenen wandelbaren Gestalt die bleibende Wesenheit in klarer Umreißung zu erfassen vermag. Nach diesem Punkt weisen die aufschlußreichen Erläuterungen Ernst Würtenbergers mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hin.

Um seine Auslegung vor jedem Zweifel sicher zu stellen, beruft er sich in allen entscheidenden Fragen auf die überlieferten Aussprüche des Meisters selbst und gibt so in der Tat einen Kommentar zu ihnen, wie er im Vorwort bescheidener Weise seine Arbeit kennzeichnet. Eines der tiefsten und gerade im vorliegenden Betracht bedeutsamsten Worte Ingres' ist dasjenige, in dem er den Alten nachrühmt, daß sie nicht geschaffen und erfunden, sondern erkannt hätten. Kunst als eine besondere Art der Erkenntnis, ist das nicht die grundlegende Definition in den Schriften Konrad Fiedlers, des Förderers und Interpreten Hans von Marées, also ungeachtet der romanischen Schulung dieses Künstlers Zeugnis einer echt deutschen Einstellung zur Kunst? Oder ist es noch nötig, auf ihren letzten Ursprung, die klassische Erkenntnistheorie, hinzuweisen? Ernst Würtenberger, der sicher nicht unvorbedacht den germanischen Zuschnitt des Menschen und Künstlers Ingres hervorhebt und dessen Verwandtschaft mit Hans Holbein d. J. betont, hätte mit nicht geringem Recht an die erwähnte Gleichstimmigkeit mit den Erwägungen des neueren deutschen Kunsttheoretikers erinnern können. Jedenfalls erweist sich das Ingres-Buch als von durchaus unzweideutiger Erwartung des Verfassers selber lag, ein eindringliches, von wirklicher Achtung getragenes Bild vom Schaffen des großen französischen Meisters, bleibt aber trotzdem deutsch in jenem ernsten Sinne, in dem es schon manches Geistesgut war vom Humanismus bis zur bitteren Kulturkritik Friedrich Nietzsches, geboren aus der gründlichen Verantwortung vor dem deutschen Gewissen, aber gebildet am westlichen Zweige der abendländischen Gesittung und ihr rückwirkend wieder dienlich. Wenn sich diese Dienstbarkeit des Deutschen oft genug als laut vernünftlicher Protest äußerte, so ist auch hierin das Ingres-Buch auf rechtem Weg. Es stellt dem ungewissen Heute sein ungefähres Gegenteil entgegen, der überstürzten Neuerungssucht die Pflege unentbehrlicher Errungenschaften, der Flucht der Entwicklung, die in ein paar Jahrzehnten sonst Jahrhunderte überschattende Phasen durchläuft, die selbstlichere Ruhe beim Erproben, dem Dilettantismus die meisterliche Kunstbetätigung, kurz der erregten Auflösung die Erlösung durch die geschlossene Gestaltung. Auf dieser Einstellung beruht die hohe Gegenwartsbedeutung des Buches; die reiche Fülle an Kunsterfahrung, die in ihm niedergelegt ist, sichert ihm seinen bleibenden Wert.

Karl Preisendanz / Alte Pennalkneiplieder

Wenn sie auch zunächst aus einer sehr trockenen Quelle, der Bad. Landesbibliothek, kommen, das soll unsere Herren Pennäler doch nicht unbedingt abhalten, sie zu lesen und meinetwegen auch in vorgerückter Stimmung abzusingen! Nicht von jeher standen sie so brav und angehäubt in ordentlich mächtigem braunem Einband, mit der Nummer „Karlsr. Handschr. 2104“ versehen und nach Dienstvorschrift katalogisiert auf einem Schaff des Handschriftenzimmers. Nein, das kam erst lang hinterher: als der ehemalige Schriftleiter der Kneipzeitung der „Ranania“, geheimer Schülerverbindung am Enzenm Karlsruhe, Dr. Wilh. Groos (Pforzheim), diese Blätter aus den Jahren 1866/67 gesammelt und schließlich zum Gedenken des „Dichters“ in die Landesbibliothek gestiftet

hatte (1926). Es sind ein paar, sagen wir einmal schulmeisterlich, ein paar ganz unordentlich gehaltene Blätter — hier werden sie manchem Herrn Pennäler gewiß schon sympathischer — und auf sie hat der Ranania Silus seine hierdichtersischen Gedankenflüge in bald passablen, bald unmanierlichen Zügen gekritzelt. Die Kommilitonen der Ranania haben sie dann bei feuchtfrohen Sitzungen nach bekannten Melodien des Kommerzbuches in Vorrede der winkenden „Freiheit“ zu Biermusik umgelegt, und vermutlich schlug das Herz des reimtüchtigen Silus etwas rascher bei diesen herrlichen Klängen aus Konpennälerkehlen . . . vielleicht, wer weiß, waren das mit die schönsten Stunden seines Lebens, die sorglosesten, trotz der Schulplagen, in denen er offenbar steckte.

Die Sehnsüchte, die ihm damals zu schaffen machten, ließen sich ja noch verwirklichen, hielt man's nur noch ein wenig mit Geduld aus. Silus ist wie so mancher Pennäler mit, vor und nach ihm durchaus schulunlustig, natursehnerisch, mondsehnig, holzbanfschnitzerisch, Schulstunden abgeneigt, kurz — verliebt in seine — ausgerechnet Emma heißt sie. Vielleicht waren's damals aber auch noch andere, die seinem Liebesideal vorschwebten, denn die Anmerkung zum „wohlbekanntem Namen“ in der Holzbank lautet ziemlich vag: „Ist wohl Emma“... Doch jetzt die einschlägige Dichtung: „In der Liviusstunde“:

Draußen lockt der blaue Himmel,
grüne Zweige, frisches Leben,
kühnt ich durch das offene Fenster
zu den Blütenbäumen schweben!

Kühnt ich zu dem Strom hinunter,
in den Wogen spielen, scherzen,
ach, was soll ich bei den Büchern,
ich mit meinem vollen Herzen!

Stoßt mir die geschäftige Feder,
wandl' ich gleich in meinen Träumen
an den Ufern Madagaskars
unter blühenden Mandelbäumen.

Denk ich gleich der Sommernächte,
wo sich jeder Blick umseuht
und der Nymphe weißer Körper
durch die dunklen Büsche leuchtet.

Denk ich an ein Waldgebirge,
an ein Schloßlein auf dem Gipfel¹⁾,
freundlich blickt der Strahl der Sonne
durch die grünen Baumesswipfel.

Denk ich an ein kleines Gärtchen,
immer enger wird der Rahmen,
krampfhaft schneid ich in die Bänke
einen wohlbekanntem Namen²⁾.

¹⁾ Dort lernte ich zuerst sie kennen in dem betreffenden Gärtchen.

²⁾ Ist wohl Emma.

Man nähme diese und ähnliche Reimerien nicht unbedingt auf ihre dichterischen Qualitäten hin in bibliothekarischen Verfluß und Gewahrksam, wäre der Poetaster lediglich „Silus“ aus der Lyzeistenverbindung Ranania, die der eiserne Besen des neuen Karlsruher Direktors Gustav Wendt vermutlich jäh ins Nichts gesetzt hat. Aber aus Silus ist etwas geworden. Nicht gerade ein Minister oder Direktor oder sonst eine Person in gesicherter staatlicher Position. Ja vielleicht haben noch lange nicht alle Leser seiner Jugendeseien seinen Namen gehört. Aber Robert Keibel war einer; und zweifellos einer von den Seltenen. Jedenfalls hat er sich ganz allein auf die Beine gestellt, und hat sich durchgesetzt³⁾. In der Neuen Welt, dem einstigen Hoffnungsland der allerhand Möglichkeiten. Doch Keibel, der Lehrersohn aus Weitenau bei Schopfheim, hat sich nicht nach berühmten Mustern vom Stiefelpuher oder Vistjungen zum Milliardär emporgeschwungen. Er hat es vielleicht nicht einmal zum unvermeidlichen amerikanischen Auto gebracht. Obwohl er den Wert des Geldes schon als Pennäler erkannt zu haben scheint; sein poetischer Erguß vom 24. Januar 1867 zeigt das:

Das Gold.

Das Gold, das Gold, das rote Gold,
das Gold beherrscht die Welt,
täglich steigt das Gold im Kurs,
und ach, die Tugend fällt.

Zum Lebensgarten ist das Gold,
das Gold der Zauberstab,
hast du kein Geld, hast du kein Gold,
so leg dich gleich ins Grab!

Du kaufst um Gold, um gelbes Gold,
das ganze stolze Rom,
und über dich ergießt der Pfaff
um Gold des Segens Strom.

Um Gold, um Gold, um schnödes Gold
ergibt sich dir das Weib,
um den schimmernden Minnesold
verkauft sie den blühenden Leib.

Die Muse erkaufst du, das Höchste, um Gold,
der magere Dichter singt,
er singt um Gold sein geheimstes Leid,
bis ihm das Herz zerpringt.

Es herrscht das Gold, das rote Gold,
so lang die Erde steht,
bis vor des Weltgeists dumpfem Groll
Das All in Stücke geht!

³⁾ Ueber R. Keibel vgl. Ludw. Kränkel mit Literaturangaben: Allg. Deutsche Biographie, 53 S. 296—300.

Was doch die jungen Leute von 1867 schon alles wußten! Und da sagt man, in der guten alten Zeit sei alles viel besser, moralischer bei der Jugend gewesen! Da senzt der Karlsruher Primaner seine Klage übers „Weib“, das den „blühenden Leib“ verschachert! Wenn er die Ahnung auch nur vom Hörenjagen her hatte... nein, das war nicht im Sinn von — Gustav Wendt! Unter seiner Legide hat sich auch Robert Keibel nicht lange mehr halten können, er, der vermutlich eifriger in der Belegung der Ranania-Kneipzeitung war als im Präparieren von Livius und Horaz. Im Schülerverzeichnis des noch von Godel geleiteten Karlsruher Lyzeums erscheint er durch zwei Jahre, 1866/67 und 1867/68 als Untersextaner (U.-Primaner), und die Aussichten für einen günstigen Abschluß der Gymnasiallaufbahn scheinen nicht sehr rosig gewesen zu sein; denn Keibel verschwindet in Wendts erstem Direktorialjahr mit einem Sternchen aus der Liste der Untersextaner und taucht dafür in Konstantz auf: 1869/70. Hier absolvierte er schließlich. Am ruhigsten verlief offenbar der Anfang dieser ganzen Schulperiode für ihn, wenn man der Statistik von außen her trauen darf: 1859 trat er in die unterste Klasse des Lyzeums Manheim ein, und hier blieb er bis zur Oberquinta (O.-Sekunda) 1865/66. Dann vollzog er den Wechsel nach Karlsruhe, noch unter Godels Leitung. Vielleicht war er in Mannheim bei Verwandten untergebracht; ein Friedrich Keibel begegnet einmal gleichzeitig mit ihm in dem Schülerverzeichnis des Mannheimer Lyzeum. Nicht unbillig scheint mir, daß Keibels Gedicht „In der Liviusstunde“ schon in Mannheim entstanden ist: wenn vom Strom die Rede ist, zu dem der Dichterling hinunter sich sehnt, so wäre wohl leichter an Mannheim als an Karlsruhe zu denken. Mannheim spielt auch eine Rolle in Keibels humoristischem Poem „Die Ferienreise“, die einigermaßen im Großmannston des angehenden Studiosus gehalten ist:

Jetzt weicht, jetzt flieht,
Jetzt weicht, jetzt flieht
und dreht euch vor Staunen im Kreise,

Jetzt weicht, jetzt flieht,
ich singe das Lied
vom Silus und seiner Reise!

Der Silus, zum Saufen erkoren,
der sprach eines Tags: halt ein!
Ich pfeif auf die griechischen Autoren,
ich gehe hinab an den Rhein.

Biel schöner als alle Helenen
schaut dort die Herzliebste mir,
o Alter, gebiete den Tränen
und packe sechs Hemden mir ein!

Und als er zu Mannheim vertrocknet
in glühender Augen Schein,
da ging er nach Gmünd in den Hirschen
und verzehrte sein Geld in dem Wein.

Nun sah er im Faulen Pelze
und faltete bedächtig die Hand!
Daß der gütige Gott mir helfe!
Mein Stundengeld ist nun zu End.

Der Himmel war trüb und unweßket
und der Regen tropfte vom Dach;
da durchzuckt ihn ein heller Gedanke,
und der alte Silus ward wach.

Da sprach er und lächelte munter:
Rebblem, was sieht mich das an!
Ich fahre nach Eschelbach munter
und pumpe den Ferdinand an!

Kaum tanzte der Omnibuskasten
in Eschelbach vor dem Pfarrhaus,
da trat mit der Pfeife und Quaife
der dampfende Karpfen heraus⁴⁾.

Da sah ich denn während zwei Tagen
und pumpte mir Geld und Lokal,
Da lernte ich Bego schlagen
und verkeilte mich auch noch einmal.

Drum, wer bei den weltlichen Freunden
wie ich sein Geld hat verbracht,
der denke ans Pumpen bei Zeiten:
das Zahnen kommt hintennach!

Die äußere Anlehnung Keibels in dieser Eschelbacher Pfarrhausballade hört sich leicht heraus. Auch sonst hält sich der Poet durchweg und gern an vorliegende Muster; die Anakreontik des Kommersbuches spiegelt sich wider im „Trinklied“:

Brüder, es trinkt die unendliche Erde
täglich des Regens unmeßbares Maß,
Brüder, die Menschen sind Herren der Erde,
macht einen Schluß draus und leert euer Glas!

⁴⁾ Galspach (Num. von Dr. W. Groos).

Brüder, als Gott unsre Erde erschaffen,
und sich den Noach zum Liebling erlas,
gab er ihm Wein, und Wasser den Affen,
macht einen Schluß drauß und leert euer Glas!

Brüder, um Gold nur erkaufte man die Reben,
wahrlich, das wär doch ein teurerer Spaß:
drum hat N.N. *) uns Hopfen gegeben . . .
macht einen Schluß drauß und leert euer Glas!

*) N.N.: hier der Name des betr. Wirtes (Nam. von Reibel).

Auch Seine spukt schon damals im Kopf des Pennälers — man hat ja Reibel später den deutsch-amerikanischen Seine genannt — er hat sich in der Imitation Heinescher Selbstironisierung versucht mit einer Persiflage des eigenen Heldenmuts „Ihr“ gegenüber in einigen überschüssigen Versen: trotz bester Gelegenheit „im grünen Walde ganz allein“ . . . beim Tanz, „mein Arm hielt sie umspannt“, und beim Essen:

Sie saß an meiner Seite
bei Tisch und sprach mir zu:
da rief ich fed: ich liebe,
ich liebe — das Ragout!

Karl Berner / Wiederfinden

„Annemeiß! . . . Annemeiß!“ . . .

Der das rief, war ein Pausbad von acht Jahren. Er stand auf dem Steg, der zu der Mühle führte. Dort wohnte Anna Maria Weidack, die er in der heimeligen Mundart des badischen Oberlandes Annemeiß nannte. Seiner Großmutter hatte er erklärt, daß das Annemeiß sein Schächchen sei, und es war ihm entgangen, daß bei diesem Geständnis alle Nuzeln der alten Frau gelacht hatten.

Und nun rief er denn, wie so oft schon, den Namen seiner Herzensfreundin, die ihm noch lieber war als der Apfel, den ihm die Mutter in die Schule mitgab, lieber als sein Stallhase, den er manchmal der Gespielin zeigte. Aber sein Ruf blieb ohne Antwort. Er stapfte über den Hof, streichelte Trax, den großen Hund, der in freudigem Begehren an der Stelle zerrte, und fand die Gespielin endlich hinter der mächtigen Scheune, wo sie Ball spielte. Aber der Ball flog in den Garten des Nachbarn. Dort lag er auf einem Krautkopf, gelb und rund wie eine Orange. Oben am Lattenzaun hing im nächsten Augenblick auch etwas Rundliches, nämlich der kleine Hans Gomer, und plumpste dann auf die Krautköpfe herab. Hoch im Bogen flog der Ball zum Annemeiß zurück, das ihn jauchzend fing, ehe er den Boden berührte. Und es dauerte gar nicht lange, da plumpste auch der kleine Hans wieder vom Baum herab. Das Annemeiß sagte nichts, sah ihn aber mit leuchtenden Augen an und streichelte mit seinen weichen Händchen die roten Waden des Gespielen. Der hielt ein wenig verdutzt, aber in wohligen Behagen still. So — und doch wieder nicht so — mochte es dem Stallhasen zumute sein, wenn ihm der kleine Hans sauft die Köpfe rief und ihm lieblosend über das seidenweiche Fell strich.

* * *

In Sölden, dem alemannischen Marktflecken, rollte die gelbe Postkutsche über das holperige Pflaster und nahm vor dem Gasthaus zur Blume zwei Fahrgäste auf, die sich lange Jahre nicht mehr gesehen hatten und nun in der alten Heimat unvermutet zusammentrafen. Aber Hans Gomer war nicht mehr der Pausbad von ehemals. Seine Wangen waren vom überfrühen Studium etwas schmal geworden, und die sie einst gestreichelt hatte, war jetzt ein schönes Mädchen mit dem selbstfideren Benehmen einer jungen Dame. Aber während die beiden wie Noach in dem Kasten saßen, der sie durch ihr maiengrünes Helmattal trug, blühten Erinnerungen auf. „Nannst du immer noch so gut klettern?“ Der junge Lehrer freute sich, daß sie noch an den Ball dachte, und er ertappte sich bei dem Gedanken, wie schön es wäre, wenn sie ihm noch einmal die Wangen streicheln würde. Aber sie waren keine harmlosen Kinder mehr. Sie wußten, daß das Schicksal mit den Menschen Ball spielt, und daß bei diesem Spiel nicht jeder Ball auf einen weichen Kirchofaraß, wo ihn keiner mehr holt. — Anna Maria Weidack war nach mehrjähriger Abwesenheit aus England zurückgekommen, wo sie einem vornehmen Haushalt vorstand. Sie hatte die Gräber der Eltern besucht und fuhr nun zu ihrer Tante zurück, die droben auf dem Berg in Tüllingen wohnte. Wie tapfer sie ist! dachte der Pausbad von anno dazumal. Er wußte, daß ihre Eltern durch eine Bürgschaft ihr Vermögen verloren hatten und die Mühle verkauft worden war. Aber statt ihre Tapferkeit zu loben, sagte er plötzlich — und kam sich doch im gleichen Augenblick recht albern vor: „Wie schön du geworden bist, Annemeiß!“ Da legte sie ihm mit einem leisen Lächeln, aber ohne die geringste Befangenheit die Hand auf den Mund. „Schäme dich!“ Er schämte sich aber nicht, sondern war unendlich glücklich, als er die kühle Hand der Jugendgespielin auf seinen Lippen fühlte.

trotz aller Gelegenheit wagt der jugendliche Held nicht an seine lang geplante Liebeserklärung. Ein andermal wird der „Läuger“ imitiert; da muß der tapfere Knappe „den allergrößten Preußenwein“ bezwingen, um einen preußischen Taler auf dem Grund des Humpens zu finden, der Schlesierwein schließlich wirkt ihn endgültig um.

Das alles sind Scherze, Singverse für Biergelegenheiten, wie sie das Erscheinen der Rananla-Kneipzettelung mit sich brachte und erforderte. Wirkliche Harmlosigkeiten in anspruchlosestem dialektischem Gewand von Vers und Reim, recht und schlecht fabriziert, ohne auffallende Geschmacksverirrungen nach versifizierender oder ethischer Seite. Man kann sie schlechter im Kommerzbuch treffen . . .

Nun, der richtige Robert Reibel ist das noch lange nicht; ich möchte nicht einmal das „ex angue leonem“ unterschreiben, das jemand auf das erste Blatt der Gedichte geschrieben hat. Den wahren Reibel mußte doch erst die wahre Not herausbilden. Der kriecht noch der spielende Pennäler seine leichte Anakreontik auf einen Felsen leeren Papiers. Ganz anderes Antlitz zeigt er ein paar Jahre später, als ihn das unsteife Wanderleben des Hakt und Ziel suchenden Stürmers und Drängers in der Neuen Welt wahrtrüffelt und schließlich seiner eigentlichen Mission zuführt.

„Aber du, Hans, du bist schmal geworden im Gesicht.“ Sie sah ihn forschend an; er fühlte, daß er errötete, und ärgerte sich darüber. „Du weißt, daß man uns den Vater in einer Unglücksnacht tot ins Haus brachte. Meine Mutter muß sich kümmerlich durchschlagen. Na — und als Unterlehrer von Niedack esse ich natürlich keinen Kaviar.“ Seine Reisegefährtin wußte noch mehr aus ihm herauszulocken: daß er in Niedack Stunden gab, um im benachbarten Basel Stunden nehmen zu können, und daß er demnächst in Südrankreich sein Wissen vervollständigen wollte.

In Niedack war die Fahrt zu Ende. Die beiden stiegen durch die Reben zur Tüllinger Höhe empor. Unter der großen Linde nahmen sie Abschied voneinander. Hans Gomer wies mit ausgestrecktem Arm nach den Berghäuptern des Berner Oberlandes, die wie eine silberne schimmernde Fata Morgana im Süden standen. „Siehst du, Annemeiß, dort vorbei führt mich mein Weg.“ „Wetter geht dorthin“, sagte Anna Maria und deutete nach Norden. Und mit einem Lächeln, hinter dem Hans Gomer wiederum eine schlichte Tapferkeit sah, fügte sie hinzu: „Du gehst in die Sonne, ich ins Nebelland.“ „Du willst wieder nach England?“ „Nebermorgen.“ Als sie das gesagt hatte, ließ sie es geschehen, daß er sie an sich zog und küßte.

* * *

Das Altersheim der Schwarzwaldstadt liegt im Abendfrieden. Zwei Wunder beschert seinen Bewohnern jeder schöne Sonntag: durch die hohen Fenster des Mittelganges leuchtet im Abendhimmel das Münster herüber, und alten Augen, die mehr sehen als junge, mag es scheinen, ein heiliges Geheimnis glühe von innen heraus in dem roten Stein. Das andere Wunder aber hängt auf der entgegengesetzten Seite in den hochgewölbten Baumkronen des Parkes; es ist die scheidende Sonne, die den Himmel mit Licht überstutet, daß die alten Bäume auf Goldgrund stehen.

An einer der weiß lackierten Zimmertüren ist zu lesen: Dr. Hans Gomer. Die kräftigen Schriftzüge starren steil nach oben wie die kurz geschnittenen grauen Haare dessen, der dieses Zimmer bewohnt. Vier Türen weiter stehen auf einem Porzellansockel die Worte: Anna Maria Weidack. Die beiden kennen noch ein drittes Wunder: ein gütiges Geschick hat sie nach Jahrzehnten noch einmal zusammengeführt, damit sie die letzte Strecke ihres Lebensweges gemeinsam gehen können, wie sie einst miteinander durch die glücklichen Tage der Kindheit gingen. Anna Maria Weidack ist unvermählt geblieben, und treue Arbeit im Nebelland war ihr Teil. Ihre weiße Haarpracht trägt sie als eine Krone der Ehren, und sie hat immer noch ihr stilles, verstehendes Lächeln, obwohl sie am Stode geht und das Hans nicht mehr verlassen kann. Hans Gomer hat im Völkerkrieg sein einziges Kind verloren, seinen hochbegabten Sohn, seinen Stolz und seine Freude. Und nicht lange darnach hat er seine zarte Frau begraben, die seinem Leben Licht und Wärme gab. Das Leid hat ihn gebeugt, aber nicht gebrochen. Die beiden Alten sehen die Sonne sinken hinter den gelben Kluppen des Parkes, sehen das goldene Wunder des Abendhimmels und fühlen in tiefster Seele, daß auch ihr Leben seinen Sonnenuntergang hat mit verführendem Licht.

Einmal im Jahr reist Hans Gomer nach Sölden, um nach alten Gräbern zu sehen und harte Bauernhände zu drücken. Wenn er zurückkommt, erzählt er der Weißhaarigen vom heimatischen Dorf und dem Trüpplein der Alten, die noch aus ihrer Kinderzeit da sind. Dann hören sie in dem kleinen Altemannes alle Hühner gackern und alle Hähne krähen. Und beide sind glücklich, daß jedem noch ein Echo wird auf die trauliche Frage, die ein altes Herz so gerne stellt: „Weißt du noch?“